

Eine schöne Herbstfahrt hatte mich durch die ganze Grenzmark Posen-Westpreußen geführt, von Fraustadt mit seinen prächtigen Türmen und hochgelegenen Bürgerhäusern bis Schlochau, wo der hochragende Turm der Deutschordensruine immer noch Kunde gibt von einem glanzvollen Abschnitt ostdeutscher Geschichte.

Ich hatte nicht nur Gelegenheit, sämtliche grenzmärkischen Städte kennen zu lernen, durfte vielmehr auch dem grenzmärkischen Bauerntum nahekommen. Nur ein kleiner Teil der grenzmärkischen Bauern wohnt in geschlossenen Dörfern; die meisten wohnen draußen im „Abbau“, wie man hier es nennt, zum nächsten Dorf oder zur nächsten Bahnstation sind zehn oder noch mehr Kilometer zurückzulegen.

Der grenzmärkische Bauer hat seine scharfmarkige Eigenart. Er ist ein stiller Bräutler und Simmler. Eine gewisse Hechtheit und Schwere liegt in seinem Wesen. Er beherzigt sich in Sprache wie Schmerz. Er ist zunächst wortkarg und schwer zu gewinnen. Wesen Tüchtigkeit auf ihn Eindruck macht, dem folgt er mit rührender Treue, Hingabe und Anhänglichkeit. Er ist zäh und ausdauernd. Die meisten grenzmärkischen Bauern, die an der Ostgrenze einen lebendigen Wall des Deutschtums darstellen, stammen aus dem Süden und Westen des Reiches. Ihre Vorfahren waren im 13. und 14. Jahrhundert von den Hirschiern und Ordensrittern, später von den brandenburgischen Herrschern hier angesiedelt worden. Der westfälische und niederhessische, ja auch schwäbische und bayrische Einschlag ist in diesem Volkstum heute noch deutlich zu spüren.

In der Grenzmark Posen-Westpreußen finden wir eben Großgrundbesitz auch mittleren und kleineren Bauerbesitz. Ich durfte Rittergüter kennen lernen, die Mäherbetriebe für die ganze Umgebung darstellten und deren Besitzer einen kulturellen Hochstand des Familienlebens aufzuweisen haben. Ich lernte Bauernmütter mit 250 bis 1000 Morgen kennen, aber deren Wirtschaftsbetrieb und Familientradition etwas undeutlicher vornehm. Gediegen, Selbständiges ausgebreitet liegt. Ich fand kleinere Besitzer mit etwa 100 Morgen, die sich durch Fleiß und Fähigkeit vom Landarbeiter zum selbständigen Besitzer emporgearbeitet hatten. Immer wieder konnte ich beobachten: Diese wertvollen Menschen empfinden das Schicksal ihres Landes als Grenzgebiet, die Tragik ihrer Geschichte, die Größe ihrer Aufgabe.

Der grenzmärkische Bauer hat keine leichte Arbeit. Er weiß, was das Wort „Auswinterung“ für seine Felder zu bedeuten hat. Zur Vorbeugung wähet er im Herbst die Felder und freet Kahl, um den Willkürchen ein festes Gewebe zu geben. Ein großer Teil des Bodens besteht aus Sand. Und doch verleiht es der grenzmärkische Bauer, auch Sandböden in fruchtbares Ackerland zu verwandeln. Eine große Rolle spielt dabei die stickstoffergänzende Lupine, die Seradella, die als „Klee des Sandes“ bezeichnet wird, sowie der richtige Fruchtwechsel samt Düngung. Wundervoll ist im Monat August der mehlige Duft der goldwogenden, sonnenerhellten Weizenfelder! Die Wachstumsperiode ist im Osten verhältnismäßig kurz, der Bauer kann nur von Mitte April bis Mitte Oktober auf den Acker fahren, also drängt sich die Feldarbeit auf kurze Zeit zusammen. Der grenzmärkische Bauer muß aus diesem Grunde viele Pferde halten. Wie liebt er seine Pferde! Mit welchem Selbstgefühl fährt er am Sonntag zur Kirche und am Markttag in die Stadt! Erst hier im Osten habe ich das Lied verstehen gelernt: „Seht ihr drei Köpfe vor dem Wagen.“

Der grenzmärkische Bauer ist dem gesunden Fortschritt nicht abhold. In vielen Bauernhäusern fand ich Telefon und Radio.

Gerne macht er sich Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik zu eigen, lautet doch eines seiner Sprichwörter: „Man wird alt wie ein Haus und lernt nie aus, man wird alt wie eine Kuh und lernt immer noch dazu“. Und wenn es auch im Leben einmal ganz schief gehen sollte, der Grenzmarkler, zumal der Westpreuße, ist ein Lebenskünstler: „Freu dich über jeden Dreck und leh dich über alles weg“. Auch ein Winter mit der Kälte des Jahres 1928 auf 1929 kann für den Grenzmarkler keine Ueberraschung bringen. Er weiß, daß man mit Witterungsumschlägen zu rechnen hat:

„Ein Bauer von gebirgter Art, Der trägt den Welt die Himmelstadt, Kommt im noch dann 'ne Kälte an, So trägt er ihn bis St. Johann.“

„So meint er's gut um Leib und Seel, So trägt er ihn bis Wismar, Und ist ihm dann der Sand auch weh, So trägt er ihn bis Bartholomäus.“

Im grenzmärkischen Bauerntum und gerade auch draußen auf dem „Abbau“ ist viel schöner Familienstimm, echte Gastfreundschaft und Pflege edler Geselligkeit zu finden. Die Nachbarschaft steht noch in Ehren. Jedes Bauernhaus hat eine „schöne Stube“ gleich neben dem Hausflur aufzuweisen. Hier wird der Fremde mit einem Gläschen Cognac und einer Zigarre bewirtet, hier werden die Familienfeste unter Beigebung der Nachbarsfamilien gefeiert. Bei der Hochzeit bekommt der Nachbar den Ehrenplatz, ja es gilt geradezu der Grundsatz: „Der Nachbar kommt vor dem Bruder.“

Die Hochzeit wird nicht in der Gastwirtschaft, sondern im Hause der Braut als echtes Familienfest begangen. Am Vortageabend werfen die jungen Leute der Nachbarschaft Scherben vor die Tür. Je mehr Scherben, desto mehr Glück in der Ehe. Am Hochzeitsmorgen ist der Kirchgang. Das Festmahl zieht sich über den Nachmittag hin. Vom Abend an ist Tanz bis in die Morgenfrühe. Umwechslung bringt der Besenanz, der Tanz des Brautpaares um Mitternacht, das Zusammenstellen eines neuen Brautpaares mit erstem Tanz desselben. Weil man eben gerade beisammen ist und es lange dauert, bis man wieder Gesellschaft findet und das Ganze den Charakter eines Familienfestes hat, so ist es zu verstehen, daß die Hochzeitsfeierlichkeiten sich so lange hingehen.

Im Sommer wird zum Abschluß der strengen Erntearbeiten vom Personal ein Erntekranz gewunden, dem Gutsbesitzer überreicht und im Sture aufgehängt. Die Schnitter unterhalten sich daran anschließend bei Trunk und Tanz. Noch mancher schöne Zug aus dem grenzmärkischen Bauernleben wäre zu berichten. Es fehlt nicht an Abwechslung und Unterhaltung im Laufe des Jahres. Seit dem Jahre 1928 bestehen in der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen zwei ländliche Volkshochschulheime zu Behle im Neuhofkreis und zu Marienbuchen im Kreis Flatow. Dem Schreiber dieser Zeilen ist nebenbeigefügt die Leitung von Marienbuchen anvertraut. Möge es diesen beiden Schulen vergnügt sein, zu ihrem Teile mit dazu beizutragen, daß in der Grenzmark Posen-Westpreußen Männer und Frauen heranwachsen, die Scholle und Heimat lieben, die auf die Bauernheimat stolz sind, die das alte Bauerntum mit neuem Geiste beleben und die es ernst nehmen mit ihren Aufgaben gegenüber Familie und Volk. Das Bauerntum, zumal das Bauerntum des Grenzgebietes, muß die Kraftwurzel des Volkes bleiben.

Von unten auf, vom Bauernstand
Muß sich das neue Leben
In Bürgers Haus, in Adels Schloß
Ein frischer Strom erheben.“



Grenzmarkische Bauernmutter

Karl Borch

Die Deutsche Blatte



Grenzmark Posen-Westpreussen

Die neue Provinz und ihr Boden
Aus tausend Augen blickt das Land
Deutsche Kulturarbeit und grenzmärkisches Bauerntum

Die neue Provinz / Von Dr. Carl Krause

An der östlichen Grenze Deutschlands fahren wir mit schmerzhaftem Finger den Grenzen einer neuen kleinen Provinz nach, welche die Kreise Bromberg, Fraustadt, Meseritz, der Neuhofkreis, Schneidemühl, Deutsch-Krone, Flatow, Schlochau umfasst und Schneidemühl zur Provinzhauptstadt hat. Der schmale Streifen Grenzlandes ist der traurige Rest der ehemals so großen und blühenden Provinz Posen und Westpreußen. Lassen wir uns von Oberbürgermeister Dr. Carl Krause in Schneidemühl aus jenen schicksalsschweren Tagen erzählen, da diese Provinz entstand:

So herab die letzte Festlegung der Westgrenze Polens gegen Preußen auch ist, so war sie doch nach dem ersten Entwurf des Versailles Dekrets noch viel fürchterlicher geplant. Die Grenze sollte 6 Kilometer westlich von Schneidemühl gehen und den gesamten Stadtkreis Schneidemühl, den gesamten Neuhofkreis, Kreis Flatow und einen Teil des Kreises Deutsch-Krone und des Kreises Meseritz zu Polen schlagen, Gebiete rein deutscher Natur.

Inzwischen fing die gesamte Bevölkerung der Grenzmark an, sich einmütig gegen die beabsichtigte Einverleibung zum Staate Polen zu erheben; überall fanden erhebliche Kundgebungen statt. Die letzte Kundgebung in Schneidemühl wird allen denen, die ihr beigewohnt haben, unvergessen bleiben. Am Morgen des 3. Juni 1919 wurde

die Stadterhaltung von dem Eintreffen der ausländischen Journalisten benachrichtigt, und um die Mittagsstunde waren auf dem Marktplatz etwa 10 000 Männer und Frauen versammelt; sie waren gekommen, nicht etwa aus bloßer Neugierde, sondern im heiligen Ernst mit dem festen Willen, ihre Vaterstadt, koste es, was es wolle, gerettet zu erhalten. Und als nach einer Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Krause sich 10 000 Hände zum Himmel erhoben und den Treuschwur leisteten:

„Wir sind deutsch und wollen deutsch bleiben!“

und dann nach diesem Schwur das Deutschland mit einer Macht und Inbrunst zum Himmel stieg, wie man es noch niemals gehört hatte, da wurden viele zu Tränen gerührt, und auch verschiedene der Journalisten, die von dem Balkon des Rathauses der Kundgebung bewohnten, weinten vor Ergriffenheit helle Tränen. Und sie berichtigten über diese Schneidemühter Kundgebung an ihre Heimatländer, daß Schneidemühl eine rein deutsche Stadt sei; und Schneidemühl und die oben erwähnten Kreise blieben deutsch, die Grenzführung wurde geändert.

So blieben dem acht Landkreise und der gesamte Stadtkreis Schneidemühl mit etwa 350 000 Einwohnern bei Preußen-Deutschland. Sie bilden die neue Grenzmark Posen-Westpreußen.



Das aus Bromberg gestiftete Denkmal Friedrich der Große in Schneidemühl Robert Ruffinaki

Ostland / Von Carl Giewert

Die Erde dehnt sich zur Unendlichkeit. — Hoch steigt die Kuppel über Sonne und Stern, kein Meer hält der Schwere Kniege Mut. Wo hohe Himmel blaue Ewigkeit, kein Vogel kann der Wölbung Dach erschauen. Die Wälder sind ein schwarzer Stroh, der fern das Menschenherz, das schon im Schlummer ruht, auf grünen Landes Horizont erbaun. Sich um das reise Raagenmeer muß biegen. Das muß noch träumen unter ihrem Zwange.

Wie es in der Grenzmark aussieht

Von Professor Fritz Braun

Da die Grenzmark als langer, schmaler Landstreifen von dem Oberufer bei Glogau bis zu der Wasserscheide der pommerischen Seenplatte reicht und ohne jede Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit ihrer Teile gebildet wurde, enthält sie auch ganz verschiedenartige, ja durchaus gegensätzliche Naturgebiete. Im nördlichen Norden weilen wir noch in den höchsten Teilen der pommerischen Seenplatte. Im Bereich der Endmoränen festeln große Blockpackungen unsere Aufmerksamkeit, und südlich davon dehnen sich große Sandflächen, wie die weiten Halben, auf denen mit verhältnismäßig geringen Kosten der Artilleriebeschleppplatz Hammerfeld geschaffen werden konnte. Hier begegnen uns die Landschaftsformen, die für die Sandgebiete bezeichnend sind, weite Halbwüder, durch die sich, erlengekrümt, klare Forellengänge schlängeln, und leuchtendgelbe Sandhalden, von deren Grundfarbe sich hier schgelbe Birken, da blaue schwarze Kiefern und dort wieder dunkelbraune Wacholderbüsche abheben. Die höchsten Punkte der pommerischen Seenplatte liegen zwar zumeist jenseits der Grenze, doch erreichen die Kluppen auch in der Grenzmark noch oft genug, wie z. B. in dem Sandberg bei Landeck, Höhenwerte von mehr als 200 Meter. Namentlich in der Nordhälfte des Kreises Deutsch-Krone erinnern uns zahlreiche Bäche, die in viel zu großen Tälern nach Süden fließen, an jene Zeit, da hier die Schmelzwasser des weichen Nordlandgletschers dahinströmten. Nicht wenige dieser Bäche bilden endlose Reihen schmaler Rinnen, die wie Perlenketten im Gelände aufblühen, während breitgelagerte Grundmoränen in der Grenzmark viel seltener sind als weiter im Osten. Und selbst dort, wo der gelbe Sand uns fast wüstenhafte Dünen vorkauft, finden wir vielleicht schon in ganz geringer Tiefe gewaltige Grundwasserströme, mit denen der Baumeister rechnen muß, wenn seine Schöpfungen nicht eines Tages in sich zusammenfallen sollen.

Wald und Hügel und Seenformen hier immer wieder so köstliche Landschaftsbilder, wie sie dem Landfremden namentlich in dem Weichbilde der Stadt Deutsch-Krone begegnen. Neben der breit-schattenden Buche, die besseren Boden bevorzugt, weilen himmelhohe Kiefern ihre winzigen Kronen im freien Wind, Kiefern, die schon die eigenartige stämmige Wuchsform der polnischen Baumrasse aufweisen. Wollt ihr von einem maßgeblicheren Zeugen hören, daß dies Land schön und liebenswert sei, so greift nur nach den Jugendgedichten unseres Hermann Löns, dessen Räume von der Schulbank in Münster so sehnsuchtsvoll nach den Wäldern der Grenzmark klangen, wo die Buchen im Herbstgold leuchten und am Morgen unter herabduftenden Kiefern Pulsatilla vernalis im gelben, dünnen Sande „blauen- und“ ihre blütenweißen Köpfe öffnen.

Zu dem breiten Urstromtal der Nege fällt diese Hochfläche zwar

weniger schroff ab als weiterhin im Osten zwischen Friedheim und Rakel, doch bieten uns die Randsähen noch oft genug freie Fernsichten in den grünen Wiesengrund, in dem die winzige Nege heute so schmal und schwächlich aussieht wie ein Bächlein, das in des Ahns mächtigen Riesensattel geschloffen ist.

Im Norden des Kreises Schwerin gehört dann zur Grenzmark auch noch ein Teil des felsigen, von Inselndünen und Kiefernwald bedeckten Zwischenstromlandes zwischen Wartje und Nege. Diese Räume hat der gewaltige Urstrom vor Zeiten mit ungeheuren Sandmassen überschüttet. Die fallende Flut überließ sie dann dem ungestörten Westwind, der aus den gelben Körnern ansehnliche Dünen geformt hat. Erst später spreitete der Kiefernwald über Dünen und Täler seinen blauschwarzen Mantel, und heute haust nur der Fortmann in der weiseren Einsamkeit, so daß dies Gebiet zu den menschenleeren Zellen unseres Vaterlandes gehören dürfte.

Durch die natürliche Beschaffenheit der Grenzmark wird auch die Eigenart ihres wirtschaftlichen Lebens bestimmt. Bodenschätze von nennenswerter Bedeutung finden sich dort nicht, und auch nach Mittelpunkten des großen Verkehrs suchen wir vergeblich. So versteht es sich von selbst, daß Handel und Gewerbe in der Grenzmark nur eine nebensächliche Rolle spielen. Der Landmann und Förster leben hier in ihrem eigentlichen Reich; zwei Drittel der Bevölkerung verdienen sich in der Landwirtschaft ihr tägliches Brot. Ueber die Heideflächen ziehen große Herden grauwolliger Schafe, eine neugegründete Herdbudgesellschaft bemüht sich, die Kladerjucht zu heben, und auf den starkbesetzten Pferdewägen in Osttram führen uns die einheimischen Pferdezügler ihre Handelsware vor.

Aber trotzdem hat es der Landwirt in der Grenzmark nicht gerade leicht. So fruchtbare Böden wie in den Weichselniederungen trifft man dort nicht. Darin hat es auch viel Schweiß gekostet, bis die Durchschnittserträge unserer Gebiete, denen des Gesamtstaates nahekommen. Sie ganz zu erreichen, ist dem Kornbauer auch heute noch nicht gelungen. Das glückte dem Landwirt nur bei dem Zuckerrübenbau, dem naturgemäß die allerbesten Böden überlassen werden mußten.

Handel und Gewerbe haben in der Grenzmark schon einmal bessere Zeiten gesehen als heutzutage. Das waren die Jahre, da die Handweberei in den pommerischen Grenzstädtchen wie Tils, Schloppe und Märkisch-Friedland Hunderte fleißiger Hände beschäftigte und der Ortsname Meseritz als Bezeichnung für ein bestimmtes Gewebe bis tief nach Wien hinein wohlbekannt war. Aber gerade das Handwerk strengt sich neuerdings wieder aufs äußerste an, um allen billigen Anforderungen gerecht zu werden. Es ist, als ob gerade der Grenzler sich seiner Pflicht bewußt geworden ist, technisch (Fortbildungsschulen) und geistig (Volksbuchschulen) sein Möglichstes zu leisten. (Schützt.)

Heimkehr

Ich bin allein, nun reich mit deine Hand!
Sieh hier mein Zukunfts-, sieh mein Heimatland!
Willst du den Gang mit mir zusammen gehn,
Da hart am Wege tausend Dornen stehn?
Die Erde atmet schwere Nebel aus,
Sie deckt Tal und Bach und Hof und Haus.
Der Wald ist düster, und ich kenn' ihn nicht
Und hab' den einen Weiser nur: die Pflicht.
Willst du den Weg mit mir zusammen gehn?
Da wirft nicht Freuden, wirft nicht Frieden sehn.

Nur kommen Kampf, kaum einmal Waffentanz,
Und dennoch wandeln wir den Höhen zu.
Den lichten Höhen! Und wir kliden weit
Und schau vom Standort unserer Einsamkeit.
Weil, weit hinaus, weit über deutsches Land,
Die Heimat segnend Bis mir keine Hand.
Kommt zu mir heut! Im Osten breunt ein Schein,
Bis mir die Hand — o laß mich nicht allein!
Franz Lidtke. (Aus dem von ihm herausgegebenen Buch, Grenzmark Posen-Westpreußen, Verlag Brandstetter, Leipzig.)



Schwarz u. G. Wartha, Grenzmark Posen-Westpreußen Robert Borkowski

Ein rheinischer Bauernstiedler zieht nach Osten . . .

Von der Kreisstadt her, deren Straßen, kaum daß man sie verlassen hat, schon verschlungen sind von der Uebermacht des Aekers, kam ein Gefährt. Eine kleine Weichscha, überpackt mit Meischen. Und dahinter in langsamerer, schwer-ratternder Fahrt, ein Leiterwagen, mit allem möglichen Haus- und Ackergerät beladet.

Der Mann auf dem Vorderbänk der Weichscha stieß jetzt den Acker, der, ihm vor den Füßen hockend, sehr geschickt auf der Dreifüßstange balancierte, fast hinab, so hastig drehte er sich um. Ihn war, als hätte hinten im Karrenwagen jemand aufgeschludzt. Was, fragte die Frau schon jetzt mit Heulen an?

Bah — er rieb sich ungeduldig die Augen — nur nicht jag! Warum denn bange sein? Es hatte ihn ja auch bisher noch kein banger Gedanke beschlichen, auch nicht, als er zum zweitenmal diesen Weges gekommen. Da war er sogar die vier Stunden zu Fuß hinausgewandert und hatte sich, obwohl ermüdet, gleich aus Werk gemacht, hatte seine Stelle abgegrüht und sich den passendsten Platz zum Bau des Gehöfts ausgesucht. Ein Brannen war schon vorhanden; aber daß er sich nicht auch das Haus von der Kommission hatte herstellen lassen, das reute ihn nicht. Nein, eines, akkurat so wie alle andern, so eine vier-eckige Dose, in die man Käser sperrt oder gar Stall und Scheune mit unter einem Dach — so eines stand ihm denn doch nicht an! Und kein Baum, kein Strauch, kein Garten dabei, nicht einmal eine grüne Bleiche, auf der die Hausfrau das Leinen spreken konnte, das reichte ihm auch nicht! Nein, ein hübsches rheinisches Bauernhaus sollte es werden — ob weiß, ob wasserblau oder rosental geländt, darüber war er sich noch nicht schlüssig — ein Kestloch mußte am Giebel sein, der sich bis zum Dachfenster reichte, daß man trocken wie aus einem grünen Rahmen schauen konnte, hin zu den Sieben Bergen jenseits des Stromes.

Ah, die Sieben Berge — ein weicher Ausdruck glitt über des Auswanderers hartes Gesicht — die würde man nun freilich hier nicht zu sehen kriegen! Aber ein Gärtchen wenigstens würde da sein mit einer Laube, um die das Gießblatt am warmen Wend duftete; und Pflaumenbäume würden wachsen und Aprikosen am Spalier, daß die Frau was einzukochen hätte zum Schmeckchen für die Kinder.

„Ach, sieh ens, Peter! Kein einziger Apfelbaum steht hier im Feld.“ sagte die Frau jetzt hinter ihm. Da schrockte er zusammen. Frau Bauer stellte sich aufrecht, mit beiden Händen stützte sie sich auf ihres Mannes Schultern, um so einen Halt zu haben im hin und her schlenkernden Gefährt. Halb neugierige, halb ängstliche Blicke ließ sie über die sonnenflimmernde Ebene schweifen. „Schöne Felder! Jesus, wat ein Korn! So' a Felder gibt es bei uns zu Haus doch nit.“

Und weiter ging die Fahrt, immer weiter durch die Endlosigkeit der reisenden Felder. Da stand Gerste, da Hafer — hoher, reichbestreuter Hafer, wie schwere Tränen hingen die Körner an der sich diehenden Fahne — aber meist Weizen, Weizen so weit, daß dem Auge das tiefe Gold sich im gläsernen Blau des Himmels zu verlieren schien.

„Wer steht ja hier gar kein Leut.“ sagte die Frau leise; ihre Stimme klang gepreßt. Die Hand über die Augen haltend, spähte sie in die Ferne mit einem unruhig suchenden Blick. Kam die Ansiedlung denn noch nicht?! So weit waren sie nun schon gefahren! Doppelt weit kam ihr diese Wagenfahrt vor; nun sie dem Ziele so nahe, drachten sie diese letzten paar Stunden schier länger als die ganzen Tage der Eisenbahnfahrt vom fernen Rhein bis in die stille Provinz.

Schlaftrunken, übermüdet reckelten sich die Kinder. Ihre blonden Häuptchen lagen matt und nickten willenlos hin und her wie

schwere Aehren im Wind. Beim nächsten heftigen Ackergerumpel rutschten alle vier oder vom unbequemen Sitz; da lagen sie zusammen auf einem Häufchen am Boden der Weichscha.

Die armen Kinder! Frau Kettchen suchte sie zu ermuntern, aber dann gab sie's auf; es war das heile, sie schliessen; zu sehen gab's doch immer nur dieselbe gleiche, eintönige Welt! Ein Gefühl unendlicher Vereinamung durchschauerte sie plötzlich, fast überlaut stieß sie heraus: „Peter, Peter!“

„Wat denn, Kettchen?“ Er drehte sich noch nach ihr um, ihre Stimme hatte so verängstigt geklungen. „Is dir wat, Kettchen?“

„Ach nit!“ Sie schämte sich. Sie hätte es ihm ja auch gar nicht beschreiben können, wie ihr zumute war, nun sie immer weiter und weiter fort kamen von der Station, wo doch wenigstens die Lokomotive schnauzte und dampfte, die sie der Heimat entführt, die sie aber wieder dorthin bringen konnte, dorthin, wo der Rhein fließt. War ihr nicht jetzt so, als läge die Welt und alles, was gut und schön und glücklich war, hundert Meilen hinter ihr? Sie schreckte in einem ungeheuren Raum, in dem ihr tosender Fuß keinen Boden, ihre suchende Seele keinen Halt fand.

„Peter, sind wir denn noch net bod da?“

„Nur noch er Klein Stund!“ krächte er. „Dat erste Dorf kömmt jetzt gleich. Siehste, da is als Mais!“ Er wies ihr die hohen, fleckgrünen Maisstauden, deren Fruchtstängel noch von weißlichen, löffelförmigen Blättern verhüllt waren, mit deren selbststündigen Schwellen, die im Sonnenlicht wie silbernes Haar glänzten, aber das heiße Sommerflühen winkend wehte.

„Da davon bauen wir uns auch wat an für die Dühner.“ sagte er. „Da legen sie gut nach. Un für die Schwein ist dat überhaupt ne Leckerbissen. Du sollst emol sehen, wat du für Eier noch bei der Stadt verkaufen kannst!“

„Ach — ein wehmütiges Bächeln um ihren Mund —“ das is doch nit wie bei uns zu Haus! Wie soll ich dann hier nach der Stadt kommen?! Die is ja viel zu weit!“

Wer gleich darauf machten sie doch miteinander Pläne: wenn sie erst Pferd und Wagen hatten, dann ging das doch! Oder noch besser, wenn erst die Eisenbahn fuhr — in einem oder spätestens zwei Jahren hatte man die ja, schon war die Strecke abgesteckt. Peter hatte es

selber gesehen — dann konnte der Valentin leicht, immer regelmäßig zweimal die Woche, nach der Stadt fahren.

„Fahr ein bißchen im Schatten.“ dat die Frau.

Schatten, mo war der?! Kein Baum, kein Gebüsch, nichts Ragendes in der ganzen Runde.

Doch, halt, dort an der Biegung des Seitenwegs, was war das?!

„Peter, ach, kuck da!“ Fast jubelnd streckte die Frau beide Hände aus.

Da stand eine Boya meka, ein Heiligenhäuschen, frisch getüncht, mitten im goldenen Korn; die Aehren streichelten seine rissigen Mauern.

Die Frau streckte vom Wagen, der Mann mußte ihr herunterhelfen. Es zog sie allmählich zu jener Nische — ach, wenigstens etwas war hier so wie daheim!

Auf die Kniee sinkend, sich bekrugend und fraum die Hände hebend zum Himmel, der ihr nun auf einmal doch nicht verschlossen schien, murmelte sie jenes Gebet, das sie daheim alljährlichmal gebetet: „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden.“ ... Und die Kinder, aufgeweckt von vertrauten Klängen, füllten auch ihre Händchen und stammelten mit.

(Aus: „Das schlafende Meer“, Roman von Clara Meißel, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)



Grenzmark Posen-Westpreußen Robert Borkowski

Friedrich der Große und Westpreußen

Von Gustav Freitag

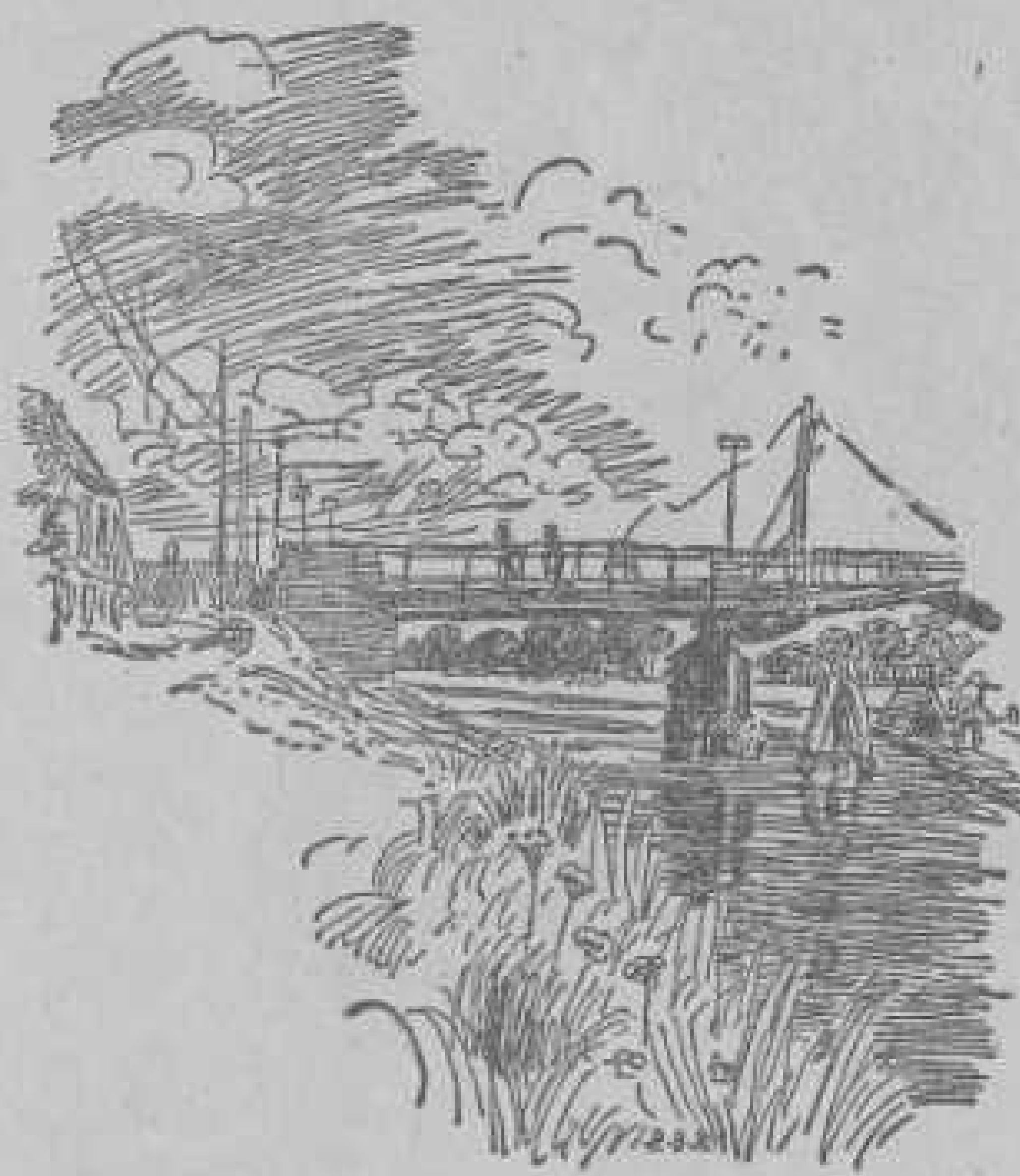
Neun Jahre nach Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schlesiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich seinen Staat durch einen neuen Erwerb, an Völkernzahl nicht viel geringer, leer an Menschen, durch die polnischen Landesente, welche seitdem in ihrer Hauptmasse unter dem Namen Westpreußen deutsches Land geworden sind.

Die preussischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der inneren Verhältnisse, welche wenige Torenereien von ihrer Hauptstadt bestanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstädte, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Ritternieder von Oliva und die wohlhabenden deutschen Besitzungen des katholischen Ermlands lebten in ertäglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern wie die meisten Städte des Hochlandes. Bromberg, die deutsche Kolonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich, genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesem Zustand gekommen ist. Ruin hatte aus aller Zeit seine wohlgefügteten Mauern und die hantieren Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hülsen der Hauskeller über das morsiche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor; ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner kauften. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Türen, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte.

Auch die Mehrzahl des Landvolkes lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs schmerzlich schienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kasuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahe, der sah graue Hütten und zerfallene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerbirkbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeleitet; durch die Haustür trat man in die Stube mit grobem Heerd ohne Schornstein. Stubenfenster waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der Stube; das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kreuzstich, darunter der Napf mit Weiswasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brot aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringsen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichen gebacken, viele hatten in ihrem Leben nie solchen Leckerbissen genossen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Nicht häufig war ein Webstuhl, das Spinnrad kamte man gar nicht. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern; er führte seinen Hakenstiel selbst und klapperte in Holzpanzern auf dem ungeduldeten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volk zu nähern. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die bescheidenen Obkulturlandungen von dem Volke gerührt, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand.

Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung. Selbst auf den Gütern der größeren Edelknechte, der Starosten, der polnischen Edelknechte mit königlichen Lehen und der Krone waren alle Wirtschaftsgelände verfallen und unbrauchbar.

Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich führte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfnis danach, denn ein großer Teil der Edelknechte konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimmittel der alten Dorfweiber, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke. Wer einen Rock bedurfte, tat wohl, selbst die Nadel in die Hand zu fassen, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wälder; es gab wenig Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter Menschen und Tiere zerissen wurden. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihre Hütten niederlassen; sie wütheten, was solche Gestalt bedeutet, es war Verdünnung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Gescheh. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte, der Edelmann, der Starost verfügte mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in schreckliche Kerker nicht nur die Bauern, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie untereinander hatten, kämpften sie durch Bestechungen bei den Gerichtshöfen, die sie aburteilten durften; in den letzten Jahren hatte auch das fast aufgehört, sie suchten ihre Rechte auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe. Es war in der Tat ein verlassenes Land, ohne Recht, ohne Gesetz, ohne Herren; es war eine Elbide; auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, nicht ganz 850 auf der Meile. Und wie eine herrlosen Einde behandelte der Preußenkönig seines Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine „Westpreußen“ wurde, wie bis dahin Schlesien, sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge mußte und büfferte, neu kleidete, zur Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Er warf eine beste Schar seiner besten Beamten in die Wildnis; wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise geteilt, jeder Kreis mit



Granzbretke Robert Buchholz

einem Landrat, einem Gericht, mit Post und Sanitätsapparat versehen. Eine Kompanie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, Handwerker wurden ins Land gerufen, vom Reichsweibauer bis zum Ziegelstreichler. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmern auf. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Nege mit der Oder und Elbe verbindet; ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt, sah er selbst beladene Ockerkähne von 120 Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserstraße wurden weite Strecken Wasser einsampt und sofort durch neue Kolonisten besetzt. Unabhängig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer der Beamten war, sie vermochten ihm selten genug zu tun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde Unkraut gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preussisch bewohnte, wie die alten Provinzen.

An der Grenze der Ostmark / Von Carl Siewert

Und so sehr ich meiner Heimat zu, Heimat, die ich lange nicht gesehen; In den Fischen branten mir die Schuß, Darum muß ich in die Heimat geben.

Nichte Virlen sind gen Ost gewandt, Weiner Sehnsucht Sturm hat sie bezwungen, Wenn er nützlich aber Stadt und Land, Sich zur fernern Heimat hingefwungen.

Blau Blumen rohn am Bergeshang, Aus dem Kocsch lag ein weißer Weibel, Fern am Waldbrand leuchtet still und blank, Meines Heimatflusses Silberbiegel.

Zwischen Wald und See / Eine Otternjagd

Von Eduard Rörth

Es mögen dreißig Jahre her sein. Weihnachten war herangekommen, wir packten die Koffer und fuhren nach Hause. Ich hatte Glück, der Himmel hatte uns klares, sonniges Winterwetter beschert. Spiegellag lag unser See da, und es war eine Lust auf blankem Stahl seine melienlange Fläche zu durchmessen. Besonders schön war so eine Fahrt vormittags. Wir überzuckert ständen die alten Knochweiden am Ufer. Scharen niedlicher, gelblicher Zeißge flatterten und klatterten in den Wipfeln der Erie am Kirchhof umher und taten sich an dem Erlensamen gütlich. Mit bestem, feinstämmigen „Wih, wih, wih“ erhob sich bald der eine, bald der andere Ring der gewandten, kleinen Turner, um sich auf einem anderen Baum niederzulassen. Gleich kunstsprühenden Funken säubte dann der Kanareiß, von der Morgensonne getroffen, stimmend von den überbürdeten Zweigen.

Am Waldrand hinter der Diegung traf ich unsern Fischer mit seinem Knecht. „Nun, wollen Sie auch einen Silberstern-Rarpfen bestellen? wir angeln eben welche,“ tief er mir entgegen. Ich sah den beiden wohl eine Stunde zu. Sie angelten mit jogenannten Puppen oder Köpchen unter dem Eise nach Hechten. Mit einem „Petri Heil“ verabschiedete ich mich und setzte meine Fahrt fort.

Bei der Mühle schnappte ich die Schiltschabe ab, sah eine Weile dem Auf und Ab des großen, hölzernen Wasserrades zu und trat dann zwischen Wald und See den Heimweg an. Bald kam ich an eine Brücke, die über den breiten und tiefen Fluß des andern Sees führte. Auf dem spärlichen Schnee des zugefrorenen Grabens bemerkte ich die Spur eines starken Fischotters. Ich hatte Zeit, tief zu dem nicht weit ab wohnenden Förster, der mir gut bekannt war und erzählte. Gleich Feuer und Flammen, tief er seine beiden Dachshunde, und wir eilten zur Brücke zurück. „Wenn wir den Fischotter erwischen,“ sagte unterwegs der Grünrock, „so wird sein Paig gegest, und Ruchner Link muß daraus einen feinen Ruff bauen. Das gibt dann im nächsten Jahre eine famosere Weihnachtsbescherung für meine Alte.“

In Drei und Stelle angelangt entdeckten wir zu unserer Bewunderung, daß die Spur an der Brücke verschwand. Unter dieser mußte also der Otter stecken, — aber wo? Im Ufer war weder Bau noch Röhre. Die Hunde schnoberten und winselten nach dem Brückenbelag in die Höhe. Also darin tracke er.

Der Graben gehörte zu jenen warmen Wasserläufen, die nie ganz zustrieren, und so war er denn neben und unter der Brücke stellenweise offen. Bald entdeckte ich eine Öffnung, wo die Raubböhte auf dem Grabenbord ruhte. Der Förster konnte jedoch mit einem schnellig abge schnittenen Rohrtrengel nicht weit hineinführen. Was war zu tun? Der Abend nahte heran, und die Brückenbohlen tiefen sich nicht aufheben. Da ermannte sich Kuhlmann zur Tat, kroch in die Öffnung und verschwand unter dem Brückenbelag, der stellenweise doppelt war.

Sofort erhob sich eine furchtbare Beiseerei. Der Otter kreischte und ätzerte in vollster Bosheit. Der Hund gab jene erschrittenen Töne der Wut von sich, die wieder von schrecklichen Klagenläuten unterbrochen wurden, wenn er von dem in die Enge getriebenen Otter geschlagen wurde. Nun fuhr Waldine ihrem Manne zu Hilfe, schien aber nicht anpacken zu können und heulte nur in gelammer Wut.

Da schwang sich der Förster auf einen dünnen Querbalken, eilt auf diesem über die schwarze Flut und wartete mit schußreiter Flinte der Dinge, die da kommen sollten. Wöhlisch ruwert es über ihn, als bräuche die Brücke ein. Ein schwarzer Knall süßte in die hochaufliegende Flut. Der Otter und an seiner Rehte toß verblissen der brave Kuhlmann. Welche verschwinden unter dem Eise.

Noch heute weiß ich nicht, wie der Förster von seinem Balken

heruntergekommen ist. Mit langen Sähen stürmt er der nächsten offenen Stelle zu. Da erscheint die Nase des Otters einen Augenblick über dem Wasser. Der Schuß des Försters kracht, und der Otter verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Ob getroffen oder nicht konnte man nicht feststellen.

Schon gaben wir den treuen Hund verloren. Da erschien er endlich an der Oberfläche des Wassers und versuchte an dem Eise heranzuklimmen. Vergeblich. Unter köstlichen Gemüsel fiel er immer wieder in die eisse Flut zurück. Unschlüssig hatte der Förster eine lange, starke Peine bei sich. Die schäufte er sich um den Leib, gab mir das andere Ende zum Halten und ruschte nun auf den Knieen über das gebrechliche Eis dem Hunde entgegen. Im letzten Augenblick ergriffte seine ruffende Hand den eben Versinkenden an der Halsung und zog ihn heraus.

Das arme Tier konnte nicht mehr gehen. Sorgsam nahm es der Förster unter den Rock und eilte mit ihm nach Hause. Dort wickelten wir es in Decken und stießen ihm warme Milch ein. Der Hund erwärmte sich nicht und klagte hundelang. Zwar wurde er nach und nach kühl, aber am andern Morgen war sein Körper vollständig gelähmt und er selbst fast erblindet. — Der Förster nahm ihn auf den Arm und trug ihn in den Garten. Ein Schuß knallte durch die kalte Winterluft — der brave Kuhlmann hatte geendet.

„Es war eine Wohlthat für ihn,“ sagte der Förster und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als er wieder in die Stube trat. „Aber in einer Hinsicht bin ich heute klüger: Man darf nicht eher einen Ruff bauen und auf den Weihnachtsfest legen wollen, bis man die Otter hat. — Armer Kuhlmann!“



Borowizsee bei Kujaw, Kreis Plaszow, Grenzmark Posen-Westpreußen Robert Buchholz

Eine Wolfsjagd 1852

Am Anfange des 18. Jahrhunderts sind in der Grenzmark nur die größeren Raubtiere wie Bär, Wolf und Luchs verbreitet; Bär und Luchs verschwanden bald darauf, wir wissen nicht genau wann. Wenn Friedrich der Große eine Verordnung zur Ausrottung von Bären und Wölfen im Regogau erläßt, so hat man stark in Zweifel gezogen, ob diese Verordnung bezüglich der Wälder noch nötig war, da es zu jener Zeit keine mehr gegeben haben soll.

Anderer sieht es mit den Wölfen. Sie blühten noch im Anfang des 19. Jahrhunderts eine Landplage; so wurden 1814 im Kreise Wangrowitz sechzehn Kinder und drei Erwachsene von Wölfen zerissen. Oberpräsident von Spotteln im Jahre 1815 forderie zur Vertilgung der Wölfe auf. Aber erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts (etwa 1845) hörten die Wölfe auf, ein Posener Standwold zu sein; 1830 wurden 67 Wölfe erlegt. Seitdem kommt der Wolf nur vereinzelt in besonders strengen Wintern gelegentlich in die Posener Wälder und wird dann schnell erlegt. In die letzte derartige Treibjagd im Kreise Meseritz erinnert ein aus gepalteten Findlingen mitten im Walde, ungefähr sechs Kilometer südöstlich der Stadt errichtetes Denkmal. Seine Inschrift lautet:

Wangrowitzer Wolfsjagd den 18. Juli 1852.

Hier endete der Kommunif, der anderer Leute Kämmer frigt; für immer stillt dem seinen Hunger Elpover Säger Soh. Unger. Die Lehre nehmet nun daraus: Jeder verteidiget sein Haus. In fremd Eigentum eindringen, niemals wird euch das gelingen. Wolfes Schicksal könnt ihr erben, so wie er als Räuber sterben.

(Beilieg aus: „Die Tierwelt der Grenzmark“ von Hermann Schüge. (Reich Bogenschießbuch.)

Wingerthäuschen in der Ostmark? / Von Fritz Braun

Ist nördlich von Schwerin die Seele der Landschaft noch ganz östlich, so fühlen wir uns südlich der Warthe schon von mächtigster Luft umweht. Mit besonderer Stärke überkommt uns dieses Gefühl in dem freundlichen Tal der Dora, wo ammutige Milchwälder, blühende Obstgärten und wogende Kornfelder zu den Schlingen des Flusses hinabsteigen.

Dieser ammutige Gau bereitet uns schon auf die Ueberraschung vor, die uns zuteil werden soll, wenn wir aus den Heidewäldern des Kreises Bomst heraustreten und uns von sonnendurchglänzten Sandhängen der Duff der Rebblüte entgegenwinkt. Wingertshäuschen in der Ostmark! Wer hätte sie wohl erwartet? Und doch ist's Wahrheit, können wir bei Bomst und Uruahstadt uns zur Herbstzeit der lieblichsten aller Ernten freuen und von den großbeirigen, blauherbstigen Beeren noshen, aus denen der kundige Wingler einen Trunk zu kelteren versteht, den man unserem Danziger Humoristen Johannes Trojan sehr zu Unrecht vorenthalten hat. Nicht nur des

Ostmärkers Heimatsinn bestimmte mich dazu, vor dem Weltkrieg jahraus jahrein ostmärkischen Wein zu trinken; wollte Gott, ich wünschte es noch und brauchte nicht im „Freistadt“ Danzig meine Lust zu weissem Saft zu nehmen! Gerade hier im ostmärkischen Weinbau kann der Landsmann erkennen, daß seine Vorstellungen vom „Weinberg“, die er an Rhein und Mosel gebildet hat, nur östliche Geltung haben. Ganz anders sehen die Rebgräben Ungarns aus, in denen der Feuerwein der heißen Ebenen reift, ganz anders auch diese ostmärkischen Wingerte, wo sich die nach Sonnensonne dahlenden Reben in den gelben Heidefeldern zu verkrüppeln scheinen, um sich in den geräumigen Gräben in dem brütenden Sonnenglanz so recht zu baden. Kleibern und wilde Kaninchen, Heidelbeeren und Waldbeeren sind uns als Nachbarn der Rebe nicht recht bekannt, und doch haben sie sich hier bei Bomst und Uruahstadt gar dicht gesellen müssen.

Vom Bomster Wein / Von Walthar Sämpel

Er ist nicht mehr, der Bomster Wein!
Vergiß dies nicht, falls du in diesem Jahre nach Bomst kommst.
Braucht nicht erst zu fragen Strauß, Strauß, Braucht dich nicht
erst mit mitleidigen Blicken mü-
hern zu lassen von oben bis unten.
Er ist dahin! Auch nicht ein
Tröpfchen von dem edlen Gewächs
treibt du auf und hältst du die
besten Verbindungen in der Stadt.

Er ist dahin! Er, der unter
den besondern Gaben des Posenes
Landes — den Gräber Herrschers-
saft, den Karvischer Würstchen,
den Juckerrüben aus Kasanien
und dem Neutomischer Hopfen
— einen Ehrenplatz einnahm, er,
dessen Feuer einst die heimischen
Dichter begeisterte und ihren Ge-
sängen Schwung verlieh, er, bei
dessen Glut jeder echte Poseneser
schwur, er ist nicht mehr!

Sic transit gloria mundi! —
So vergeht der Ruhm der Welt!
Er hat es nicht leicht gehabt,
so lange er lebte, wieser Bomster.
Mancher, der den Pegasus tum-
melte, der ein hübschen Mutterwieg
mit auf die Welt gebracht hatte,
glaubte sein Mütchen am Bomster
Nachschatten köhnen zu köhnen,
auch wenn er das Gewächs nicht
von Natur, sondern nur vom
Hören sagen konnte.

So lang der Rheinländer
Henschenberg schon 1819 spätlich:
„Bomst macht das Weinhaus
Praden
Zu weit nach Norden hin.
Sein Wein ist nicht zu loben,
Viel Säure ist darin.“

Die Bezeichnungen des Bomster Nebenfalls als „Bomster Nach-
schatten“ oder „Bomster Auslese“, als „Dreimännerein“, da drei
Wann zum Trinken notwendig seien — einer, der ihn trinkt, ein
zweiter, der den Trinker festhält und vor dem Ohnmächtigwerden
bewahrt, und ein dritter, der dem ersten den Trunk einschüttet —,
als „lacrimae Petri“, nach deren Genuß man hinausgehen und
bitterlich weinen müsse, als „Bomster Ausbruch“, der den Genuß
nicht in der Stube dulde, sondern ihn zu stürmischem Ausbrechen
aus den vier Wänden zwinge, sind noch die zahlreichsten.

Und wie viele Scherze waren von ihm im Umlauf! Als eine
ostmärkische Huldigungsjahre 1894 nach Barzin zum Fürsten Bi-
smarck stattand, da überreichte ihm eine Abordnung neben Hopfen,
Wier und Jucker auch einige Flaschen Bomster Wein als Ehrengabe
mit der ausdrücklichen Versicherung, der Wein sei trinkbar. Bis-
marck aber soll trotzdem Zeit seines Lebens nicht den Mut auf-
gebracht haben, dem Bomster zu Leibe zu gehen, und die Flaschen
unversehrt seinen Erben hinterlassen haben.

Auch die Geschichte vom Weinschenken und Tod, in der der
Gründerberger eine so fleischhafte Rolle spielt, will man dem Bomster
nachträglich anhängen. Das grengt an Reichensündung.

Am meisten und herzlichsten befaßt war seinerzeit die Episode,
die sich an den Namen des einstigen Landtags- und Reichstagsab-
geordneten von Uruah-Bomst knüpft, und die man sehr wohl
erzählen darf.

Dieser bekannte Parlamentarier
und Besitzer der Herrschaft Bomst
verehrte einst Kaiser Wilhelm I.
einige Flaschen „Bomster Schloß-
berg“. Als er sich etwas später
bei dem Besonderen erkundigte,
wie ihm der Wein geschmeckt habe,
entgegnete der Herrscher: „Rein
lieber Herr von Uruah, der Wein
ist nicht schlecht, aber einen Fehler
hat er: vorne macht er Unruhe
und hinten Bomst!“

Und ich gedachte der Verse,
mit denen Johannes Trojan dem
Bomster Wein Unsterblichkeit ver-
liehen, der Jellen seines Gedichts
„Die 88er Weine“, in denen er
vor dem Bomster Jahrgang 1888
wam:

„Weil er Vöcher trift in die Kleider
Und auch in das Schwert leidet,
Denn dieses Weines Säure
Ist eine ungeheure,
Dah gegen ihn Schwefelsäure
Der Milch gleich ist, der süßen.
Die zarte Kindlein genießen.“

Wer weiter in das ureigenste
Weien des Bomster Gewächses
von 1888 eindenken will, der lese
das Gedicht nach. Er findet's
u. a. in der Sammlung der
„Bilder der Weisheit und Schön-
heit“ — Band Johannes Trojan
Auswahl aus seinen Werken —
auf Seite 64.

Ich aber tröstete mich auch über den Herbst von 1888 mit dem
alten Jeschewort:

„Der weiße Wein oft lauer ist
Und in den Magen Vöcher trift,
Werauf man zu dem roten Neht,
Der die Vöcher wieder zusammenzieht.
Daselbe Kunststück auch gelingt,
Wenn man zunächst den roten trinkt.“

So mit Gedanken und Erinnerungen befaßt, schlenderte ich durch
das alte Städtchen Bomst an der Faulen Ober.

Im Geiste erschienen mir alle die Weinmarken Nord- und
Nordostdeutschlands, die dem Bomster im Tode vorangegangen:
der „Memeler“ und der „Kistler“, der „Königsberger“ und der Wein
von Ebern am Weichselgebirge, das „vinum Torunense“, von dem
Ludwig Ehrental singt:

„Selbst der heilige Vater,
Aller Welt Berater,
Einmal säklich muß er trinken Ordenswein.
Wie ihm drob geschähen,
Ist nicht zu ersehen.
Doch er schrieb: „Er ging mit lieblich ein.“

Tief im Kornfeld

Tief im Kornfeld hab' ich Raft gefunden,
Und mein Lager ist ein schmaler Rain.
Aller Welttag fühl' ich mich entbunden,
In die Seele sinkt der Sonnenschein.

Eine Berche schwimmt auf heißen Wellen
Durch die Bläue der Unendlichkeit.
Ihre glückseligen Rieder quellen
Reise in die grüne Heimlichkeit.

Allen Menschen bin ich nun verloren,
Seiner Freund ist mir die Berche nur
Traumverfunten lauschen meine Ohren
Auf das Rauschen junger Roggenstarr.
Carl Siwert.

Aus tausend Augen blickt das Land

Von Franz Pfägenreiter

Der grenzmärkischen Landschaft fehlt das Hochaufstrebende, Stolz,
nicht das Große. Ihre Maße erstrecken sich in die Weite: endlose
Getreidesturen, zahllose Seen, weite, dunkle Wälder. Ueber dem
Ganzen ein schwaermütiger Klang: nie vergessenes Unrecht, un-
wandelbare Treue, eiserne Entschlossenheit, ein Gefühl des Ver-
lassenheitens. — Grenzmarkheit!

Der Fremdling, dem der Anblick seiner Berge lieb und gewohnt
ist, findet unsere Gegend östlichst
wenn er guten Willens ist, erschließt
sich ihm ihr Wesen wie dem Kinde
der Heimat. Tausend Reize offen-
baren sich, Bilder voll lieblicher Un-
mut steigen auf, die endlose Weite
wandelt sich in erhabene Größe.

Aus tausend Augen blickt das
Land ihn an. Das sind die Seen.
Ob es genau tausend sind, das weiß
ich nicht; der Kreis Deutsch-Krone
hat allein mehr als zweihundert.
Wie helle, klare Augen sind sie
zwischen Wäldern, Wiesen und Fel-
der eingestreut, bald einzeln, bald
in Gruppen und wie Perlen an
einer Kette. Mancher hat sich schon
an diesen klaren Augen gesund
gesehen.

Und erst das Leben an und
auf diesen Seen! Welche Fülle
reinafter Freuden für den Natur-
freund!

Die reiche Wasser-Vogelwelt,
wie sie sonst kaum im deutschen
Binnenlande anzutreffen ist! Auf
kleinstem Raume sammeln sich so
viele Arten: Möven und Seeswa-
ben, Wasserläufer, Kampfhühner und
Schneepfen, Enten und Säger,
Scharen von Tauchern, sogar der
seltene Polarstauer. Auch Reiher,
Fischadler, Schwarzstorch und der
fast ausgerottete Kormoran haben
noch ihre Freistätten. Dann die
Schiffswand um den See, in der
die Inergröhdornweiden auf- und
niedersteigen und Rohrlänger quar-
ren. Vom Wasserpiegel kommen
tausend Vogelstimmen herüber, aber
man sieht nichts, weil die Wand
zu hoch ist; und im Schilfe rauscht und raunt der Wind ein eigenes Lied.
Die meisten Seen sind vom Walde umkränzt. Größer, schwei-
gender Nadelwald. Zwischen den braunen Stämmen und durch
das Strohwerk der Äste glitzert und spiegelt die Helle, und man
weiß nicht recht, ist es das klare Himmelsgelb oder sein Wiber-
spiel in der blanken Flut. Im hohen Ufer drängen sich dicke,
dunkle Wacholderbüsche zwischen die Stämme. Im Moos rankt
die nordische Linde, Lärchenbündel und Frauenschuh haben ihre

prächtigen Köpfe, Birse und Beeren leuchten in Hülle und Fülle
aus dem grünen Teppich. Stundenlang kann man so wandern
und in der würzigen Waldluft Leib und Seele laben.

Die Wälder und Seen der Grenzmark liehen eine Hermann
Löns-Seele erwachen. Als der Achthährige dem Jugendlande
entricht wurde, da nahm er das Bild der Heimat mit: majestätische
Bachwälder um seine Vaterstadt Deutsch-Krone, die mit den Wäldern
Kügens weiterfern, und in denen auch das Vögeln mit dem
Silberglockenrümchen singt, der
seltene Zwergfliegenknäpper —
vom Adamansee im Koshow mit
seinen weißen Wassertrofen und
gelben Rummeln, von Heide und
Moos und stillen Wasserläufen, von
dünnem Sand und grünen Saaten-
feldern. Aus manchem Gedicht und
durch manche Prosastücke klingt das
Lied vom unvergessenen Jugendland.

In der feuchtbaren Niederung
rechtlich die Erde kraftvoll und
schön während Hasel, Schneeball
und Hartkegel am Fuße der Ge-
wässigen einen ewigen Krieg um
Raum und Licht und Luft zu füh-
ren sich vermessen. Aus dem fetten
Boden sproßt es mit unerschöpflicher
Kraft. Bis zu Manneshöhe schießen
die Stauden empor, und das Leben
drängt sich zusammen wie in einer
volkreichen Stadt. Durch solche
Niederung fließt die Brahe bei
Schönwal, das Desselke, das
Pflöhenfließ, Obra, Pohrnaha und
und viele, viele kleine Fließchen,
Bäche und Bächlein, namenlos
oder kaum gekannt.

Aber die endlos weiten Felder
in ihrer erdrückenden Eintönigkeit!
— Auch sie haben ihren eigenen
Reiz. Welche Segensfülle, wenn
die Halme sich neigen unter der
kostbaren Last, wenn der Wind
darüberfährt und Wellen schlägt im
Weizenmeer, wenn roter Klatsch-
mohn leuchtet, Kornblumen und
Raden blühen, die Grillen zirpen,
Wachteln schlagen, kleine Trappen
im mannshohen Wehalme nieder-
tauchen und die Luft erzittert im
Lärchenklang. Die altnu lange
Linde bricht ein stolzer Feldbirnbaum, und in der Ferne
steht eine Baumreihe das Bild. Wer könnte sich dieser Stimmung
verschließen!

Es kam mancher mit sehr viel Vorurteilen in die Grenzmark.
Er ließ es uns empfinden, wie sehr er dieses Land verachte. —
Er wurde anderer Bestimmung. Unsere Landschaft hat's ihm angetan.
In unsern Seen, Wäldern und Feldern gingen ihm die Augen auf!



Krammer See, Kreis Schlawack, Grenzmark Posen-Westpreußen
Robert Rohlfs

Stöcklein der Kindheit

Manchmal kringt in meiner Brust
Ein Gefühl, weltverloren.
Nacht vergangene Kinderlust
Nicht das Stöcklein vor den Toren.
Bierzig Kiesel, vierzig Tage,
Die seit jener Zeit vergangen,
Hatten, eine rostige Saar,
Kirschen ihren Rand gefangen.
Doch das Stöcklein brüllt und schreit,
Gibt nicht nach mit seinem Schreien.
Eine Hand ist tragemillt,
Mich erstreudend zu befreien.

Einmal bringt das dunkle Tier:
Und vor seinen offenen Flügeln
Schwebt der Heimatwiesensior
Mit den Blütenblumenbügel.
Wind und Sommerjüngling
Horten auf den Halmsaltzen
Zeit, wie einst, das alte Stück
Aus des Kirschen Hirtengelen.
Auf dem Rücken ruht der Hirt,
Durch das Gras hin geht die Herde.
Eine weiße Wolke ert
Wandereinsam um die Erde.

Carl Siwert.